

Quelle: Die Zeit

© Zeitverlag Gerd Bucerius GmbH & Co. KG

FEUILLETON

Wer hat Angst vor dieser Frau?

Mit ihrem Buch über eine Erziehung der Härte regt eine chinesische Mutter alle auf. Der ehrgeizigen Professorin geht es nur um den Erfolg ihrer Kinder

Elisabeth von Thadden

Das Buch sollte Anfang Februar auf Deutsch erscheinen, dann zog der Verlag es eilig um eine Woche vor, weil das amerikanische Original in der Öffentlichkeit einen Erregungs-Orkan ausgelöst hatte. Jetzt diskutieren seit Tagen die deutschen Medien über chinesischen Drill und westliche Kuschelpädagogik, obwohl das Buch erst am 27. Januar in den Läden ausliegt: Amy Chuas Schlachtruf einer chinesischen Tigermutter, auf Deutsch Die Mutter des Erfolgs (Nagel & Kimche; 256 S., 19,90 EUR). Das Buch einer Mutter über Kindererziehung, eins unter Tausenden, würde man denken. Aber dieses hat eine Chinesin verfasst, und es verheißt in seinem Untertitel ein Rezept, wie man siegt. So ein Rezept suchen viele. Die jüngste Pisa-Studie sah Shanghai auf Platz eins, Deutschland lag in der vorderen Mitte des Feldes, die Vereinigten Staaten folgten noch weiter hinten.

Amy Chua ist jetzt bei Google mit knapp fünf Millionen Einträgen verzeichnet, zum Vergleich: Jesper Juul, Europas gefragtester Pädagoge der Gelassenheit, kommt auf etwa 200000 Treffer. Bildungserfolg ist im Wettbewerb mit China das explosivste Thema. In deutschen Schulen fällt der Unterricht aus, überfüllte Lehrpläne legen die Lust zu lernen lahm, Computerspiele sind interessanter, und Eltern stehen ratlos vor der Frage, ob sie zu Privatlehrern ihrer Kinder mutieren wollen. Asiatische Eltern zögern da nicht. Während die Sarrazin-Idee umgeht, zu viele zu

dumme Einwanderer ruinierten das Land, bitten chinesische Mütter in Hamburg, Köln oder Berlin auf Elternabenden um mehr Hausaufgaben für ihren Nachwuchs. Die deutsche Mittelschicht ist nervös. Wer möchte seinem Kind, das spätabends lustlos an Hausaufgaben nagt, von einem gedrillten Chinesen die Schau stehlen lassen, der bitte mehr arbeiten will?

Jetzt stiehlt eine schöne, zarte Chinesin allen die Schau. Doch Amy Chua, Juraprofessorin an der Yale-Universität und stolzes Kind einer alten chinesischen Gelehrtenfamilie, hat nicht etwa eine grundstürzende Dogmatik zum erzwungenen Gehorsam verfasst, wie die Debatte nun nahelegt, sondern eine Art schillernder Homestory, voller Widersprüche und Brüche. Vor lauter Wettbewerbsnervosität ist ein Missverständnis entstanden: Der Leser erwartet eine parteigraue Apologie des Drills und ist zum Kulturkampf bereit. Stattdessen lässt einen dieser Bericht aus der vermögenden Akademikerschicht in ein Schaufenster der Integration sehen, von der die Sarrazins träumen könnten: Eine Immigrantin, Professorin einer Eliteuniversität, tritt gegen den Kulturverfall an!

Natürlich, sagt Mrs. Chua, sollten ihre Töchter nicht »als einer dieser verschrobene asiatischen Roboter enden, die derart unter elterlichem Druck stehen, dass sie Selbstmord begehen, wenn sie in der staatlichen Beamtenprüfung als

Zweite abschneiden«. Doch ihre eigene Strenge, den maßlosen Ehrgeiz habe sie für unvermeidbar gehalten - bis ihre jüngere Tochter den Gehorsam verweigerte, hasserfüllt, öffentlich, filmreif.

»Diese Geschichte«, so schreibt Amy Chua, »hätte davon handeln sollen, dass chinesische Eltern bessere Pädagogen sind als westliche. Stattdessen erzählt sie von einem bitteren Kulturkonflikt, einer kurzen Kostprobe vom Ruhm und von meiner Demütigung durch eine Dreizehnjährige.« So angreifbar, so souverän, so genüsslich masochistisch und selbstironisch hat lange niemand vom Scheitern erzählt.

Die Frau hatte Glück, dass ihre Kinder unter dem Druck nicht krank wurden. Denn Amy Chua hat ihre beiden Töchter ja tatsächlich mit einer wahnwitzigen Härte auf Erfolg getrimmt, die man hierzulande nicht mal engen Freunden gestehen könnte, ohne zumindest für therapiebedürftig erklärt zu werden: Sie hat nur Bestnoten akzeptiert, Schultheater und Fernsehen verboten, hat unperfekte Geschenke zurückgewiesen, mit der Zerstörung von Spielzeug gedroht, stundenlanges Üben der Musikinstrumente erzwungen. Die eine Tochter hat es als 14-jährige Pianistin in die Carnegie Hall geschafft, die andere beschimpft ihre Mutter, sie gleiche Harry Potters mörderischem Lord Voldemort, und schmeißt mit Geschirr. Amy Chua hatte Menschen verachtet, die ihre Kinder nicht im Griff haben, nun hat sie

Quelle: Die Zeit

© Zeitverlag Gerd Bucerius GmbH & Co. KG

selbst, wie sie sagt, das »respektloseste, unflätigste, gewalttätigste, unkontrollierbarste Kind von allen«. Man braucht Chuas Erziehungsmethode also nicht als Patentrezept für Erfolg misszuverstehen.

Überhaupt kommt einem das Programm nicht rundum chinesisch vor: Chua ist eine Katholikin, die gegen den Willen ihrer Eltern einen Juden geheiratet hat. Der ist Rechtsprofessor, Krimiautor, erzogen im besten amerikanischen Geiste zivilen Ungehorsams, selbst einst von der Schule geflogen. Er tritt in diesem Buch als Ritter der unbeschwerten Kindheit auf und sagt seiner Frau, sie solle lieber mit dem Hund laufen gehen, als die Mädchen zu drangsalieren. Es folgt ein sehr liebevolles Küsschen, die Töchter feiern geigend ihre Bar-Mizwa und demonstrieren, zum Stolz der Eltern, den Starfaktor der Kinder aus den Eliteuniversitäten der Ivy League.

Während in Deutschland die Qualität der Schulen die Eltern umtreibt, ist der Hauptkampfplatz der Erziehung für Mrs. Chua die private Musik, das erzwungene Üben viele Stunden am Tag, mit der Mutter als Kommandant (so viel Zeit soll eine Professorin noch übrig haben?). Die Geige, sagt Chua wie mancher europäische Milieugenosse, sei für sie das Symbol für Kultur und Geschichte, das Gegensymbol zu Kentucky Fried Chicken, Computerspielen und Markenklamotten. Am Klavier und an der Geige zeige sich, ob eine Zivilisation dem Untergang trotze.

Es ist eine klassische Notlage der vermögenden Akademiker, aus der Chua hier in trauriger Eindimensionalität berichtet, einer Schicht, die Milliarden Dollar jährlich

für Privatunterricht aufbringt, im Erfolgsfall auch noch für Konzertgarderobe und für das Catering nach dem Konzert. Der Rest der Welt - die Schulen, die Universitäten, die verbleibenden 95 Prozent der Gesellschaft - glänzt durch Abwesenheit. Während Chua an diesem Buch sitzt, wird ein Schwarzer zum Präsidenten gewählt, erschüttert die Finanzkrise das Land, erfindet Facebook Verständigung neu, erstarkt die Tea Party samt dem Ideologen Glenn Beck auf Fox News, steht in Afghanistan die Legitimität westlicher Werte auf dem Spiel, und von alledem: kein Wort. Es geht um den Hund Coco, die Großmutter und um Koryphäen, die als Musiklehrer der Töchter infrage kämen. Das ist eine ärgerlich dünne Bilanz.

Der eigentliche Skandal des egozentrischen Buchs aber berührt den Amerikanischen Traum. Die Gründerväter Amerikas, proklamiert Amy Chua mit cleverem Unernst, folgten chinesischen Werten: »Ben Franklin sagte, >wenn ihr das Leben liebt, vergeudet nie, NIEMALS eure Zeit«. Und Thomas Jefferson sagte: >Ich glaube zutiefst an das Glück, und je mehr ich mich anstrengte, desto mehr Glück habe ich<... Das ist eine total chinesische Weltanschauung.« Als gelte es, die erforderliche Schlagfertigkeit für eine Rolle in der Teenager-Serie Hannah Montana nachzuweisen, gibt ihr die Tochter zurück: »Mama, wenn die Gründerväter wirklich so gedacht haben, dann ist es eine amerikanische Weltanschauung. Außerdem glaube ich, dass du falsch zitierst.« Da hat sie recht. Franklin hat die erste moderne Demokratie samt einem für alle zugänglichen Schulwesen und öffentlichen Leihbibliotheken gestaltet und nicht den privaten Erfolg seiner Familie auf Rang eins

der Bestenliste gesetzt. Er wollte, schrieb er seiner alten Mutter, dass man von ihm sagt: »Er lebte ein gemeinnütziges Leben.«

In den westlichen Industrieländern wird die Abstiegsangst an der Nervosität sichtbar, mit der sie Bildungsfragen erörtern. Amy Chua ist nicht nervös. Sie wiederholt nur, was die Eliten aller Zeiten und Kulturen stets wussten: Erfolgreiche Familien mit Bildung (und Ego-Macke) bringen mit etwas Glück erfolgreiche Kinder mit Bildung (und Ego-Macke) hervor. Amerika hingegen ist nervös, und zwar, wie Deutschland seit der ersten Pisa-Studie, ausgesprochen nervös. Die Illusion, dass jeder es schaffen kann, der sich anstrengt, ist dahin. Das Land besichtigt seine Bildungsmisere: Im September 2010 erschien der Dokumentarfilm Waiting for Superman von Oscar-Preisträger Davis Guggenheim, der das öffentliche Schulsystem als gescheitert darstellte. Es folgte die Dokumentation Race to Nowhere von Vicki Abeles, die das so vergebliche wie krankmachende Rattenrennen um die Zulassung zu den wenigen ausgezeichneten Schulen zum Gegenstand hatte; und die Jugendlichen reichten Ned Vizzinis frisch verfilmten Roman It's Kind of a Funny Story von Hand zu Hand, der erzählt, wie ein Junge in New York sich in die Psychiatrie einliefert, weil er das Gedränge vor dem Nadelöhr, hinter dem Harvard liegt, nicht mehr erträgt. Dann Pisa. Nun die Tigermutter.

In Amy Chuas Gleichgültigkeit gegenüber ihrem Land liegt der provozierendste Skandal des Buchs: Der Rede wert ist nur das eigene Kind. Mit Bildung hat dieses Wettrennen wenig zu tun, Klavier hin, Geige her. Der Philosoph Robert Spaemann hat es so ausgedrückt: Bildung bedeute die



Quelle: Die Zeit

© Zeitverlag Gerd Bucerius GmbH & Co. KG

innere Freiheit, zu entdecken, wie
die Welt mit anderen Augen
aussehe; bedeute, sich selbst unter

den vielen anderen nicht so wichtig
zu nehmen. Und wenig mehr zu
brauchen als Freunde.